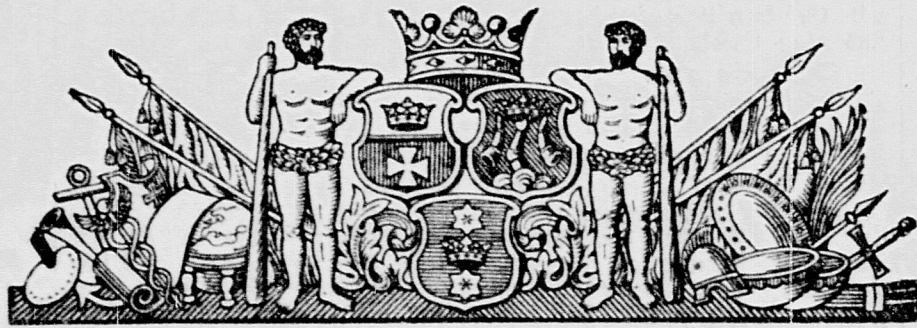


# Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe mit Ausnahme der Tage nach dem Sonn- und Feiertagen. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3.— M., frei Haus 3,50 M., monatlich 1.— M., frei Haus 1,20 M. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 M., monatlich 1,25 M. (ohne Postgeld).

Telephonanschlüsse: Redaktion Nr. 1011, Expedition und Verlag Nr. 36, Buchdruckerei Nr. 3307, Chefredaktion u. Direktion Nr. 5.



Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus entgegengenommen und kosten für die einseitige Zeile 20 Pf., für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pf. (Arbeitsmarkt u. Wohnungsanzeiger 15 Pf.) Reklamen 75 Pf.

Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pf.

Telephonanschlüsse: Redaktion Nr. 1011, Expedition und Verlag Nr. 36, Buchdruckerei Nr. 3307, Chefredaktion u. Direktion Nr. 5.

## Glossen zur Etatsberatung. Delbrück und die Konservativen.

Die Verhandlungen, mit denen die zweite Lesung des Reichshaushaltsetats nach Neujahr begonnen hat, haben ungewöhnlich viel Zeit in Anspruch genommen, selbst wenn man berücksichtigt, daß es von altersher Brauch ist, gerade bei dieser Gelegenheit regelmäßig über alles Mögliche und noch manches andere zu reden. Im Jahre 1900 wurde es als unerhört angesehen, als die Sozialdemokraten gemüßmaßen zur Bühne für die 12000 Mark-Spende, die das Reichsamt des Innern damals von einem hochschulmännlichen Verband für reaktionäre Pressegewerke verlangt hatte, den Staatssekretär des Innern bei der Beratung seines Etats volle zwölf Tage auf die Bewilligung seines Gehalts warten ließen. In diesem Jahre hat die zweite Lesung des Etats des Reichsamts des Innern am 13. Januar begonnen, und fast ein Monat ist verlossen, bis sie am 7. Februar endlich zum Abschluß gebracht werden konnte. Rünzeln Sprechungen, wovon fünf allein der allgemeinen Aussprache zum Gehalt des Staatssekretärs galten, sind für die Verhandlungen über diesen Etat erforderlich gewesen. Viel mehr Zeit hat in früheren Jahren bei der zweiten Lesung des Reichshaushaltsetats in ganzem kaum in Anspruch genommen.

Allerdings ist das Reichsamt des Innern in den Kindheitstagen des Reichstags noch gar nicht vorhanden gewesen, und wie sind seine Aufgaben gewachsen, seitdem wir einen Staatssekretär des Innern haben! Sein Arbeitsgebiet hat sich mit dem Ausbau der sozialpolitischen Gesetzgebung, nicht am wenigsten gerade in den letzten Jahren nach Einführung der Reichsversicherungsordnung und der Angestelltenversicherung heranzugewandelt, daß berechtigter Zweifel laut geworden sind, ob die Leitung dieses weitverzweigten Ressorts einheitlich noch möglich ist und nicht eine Trennung, oder wenigstens, wie mit der Medizinalabteilung beim preussischen Kultusministerium, eine Loslösung eines Zweiges oder einzelner Abteilungen notwendig ist. Heute ist der Staatssekretär des Reichsamts des Innern für die Behandlung wichtiger Fragen verantwortlich, deren Prüfung und sachgemäße Vertretung für ihn ganz ausgeschlossen ist.

Am letzten Ende ist freilich der Staatssekretär des Innern eigentlich überhaupt nicht der Volksvertretung verantwortlich. Denn Art. 17 der Reichsverfassung bestimmt: „Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers werden im Namen des Reichs erlassen und bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.“ Wenn dann auch 1878 durch ein besonderes Reichsgesetz — das sogenannte Stellvertretungsgesetz — bestimmt worden ist, daß die zur Gültigkeit der Anordnungen und Verfügungen des Kaisers erforderliche Gegenzeichnung des Reichskanzlers „durch Stellvertreter wahrgenommen werden“ kann, so bleiben diese Stellvertreter — die heutigen Staatssekretäre — doch die Untergebenen des Kanzlers. Selbst Bismarck aber, der zunächst auf seine Reichsarbeitskraft die ganze Organisation der Reichsverwaltung zugeschnitten hatte, mußte schon nach einigen Jahren erkennen, daß er sich zu viel zugemutet hatte. Heute hat allein der Staatssekretär des Reichsamts des Innern ein viel weiter verzweigtes Ressort zu verwalten, als 1871 der Reichs-

kanzler bei der Einrichtung der gesamten inneren Verwaltung des Reichs. Vorüber ist in diesen Tagen bei der zweiten Lesung des Etats des Reichsamts des Innern nicht alles verhandelt worden! Ein sozialpolitisches Verbot könnte angefüllt werden allein mit der Aufzählung der Fragen, die bei dieser Gelegenheit angeschnitten worden sind. Zum Teil rührt die Reichsweiteigigkeit auch daher, daß der Etat immer mehr Nebenache wird bei der Etatsberatung. Die Abgeordneten, die sich rühmen dürfen, den Reichshaushaltsetat studiert und wirklich verstanden zu haben, können heute an den fünf Fingern einer Hand gezählt werden, und nicht viel mehr Abgeordnete treten hinzu, wenn man noch diejenigen Volksvertreter dazu rechnet, die wenigstens den Etat des Reichsamts des Innern gründlich kennen.

Bei den Verhandlungen über seinen Etat ist Staatssekretär Dr. Delbrück von den Sozialdemokraten, die doch auch an unserer Sozialpolitik sehr viel auszuheben haben, weit weniger mit Vorwürfen überhäuft worden als von den Konservativen, aus deren Worten ziemlich deutlich die Drohung hervorlang: der Mann muß fort von seinem Platte! Staatssekretär Dr. Delbrück teilt wie schon hervorzuheben, das Schicksal anderer Staatssekretäre und Minister. Er ist kein Parteipolitiker, doch wenn er parteipolitisch eingeschätzt werden soll, so steht er den Konservativen überlich weit näher als den Liberalen. Seine konservative Gesinnung hat ihn aber ebensowenig vor Konflikten gerade mit den Konservativen bewahrt, wie vor ihm, um nur einige Namen zu nennen, die hochkonservativen Minister Herrfurth, Frhr. v. Hammerstein und v. Pöbelski. Es ist konservative Art, in den Ministern nicht so sehr die „Diener“ des Königs zu sehen, als die Geschäftsführer der konservativen Partei.

Die starke Hand des starken Mannes, nach dem die Konservativen heute einmal wieder mit besonderem Nachdruck rufen, soll ihnen ausschließlich und allein nur dazu dienen, die ihnen selbst vor allem am Herzen liegenden Wünsche zu erfüllen, selbst wenn diese, wie etwa beim Mittellandkanal, bei der preussischen Wahlreform, beim Zolltarif, bei den Caprivischen Handelsverträgen und auch in der Frage des Sozialistengesetzes mit den Ansichten und Plänen des Kaisers in direktem Widerspruch stehen.

## Der starke Mann v. Dallwitz.

Bei der Generalaussprache über den inneren Etat im Abgeordnetenhaus hat man vornehmlich die Schärfe beachtet, mit der Herr v. Kardorff gegen die Sozialdemokratie zu Felde gezogen war; die Angriffe, die im Verein mit ihm dann noch der konservative Graf Gröbe und zuletzt Otto v. Pöbelski gegen das korrespondierende Reichsressort gerichtet hatten. Indes war das doch vielleicht nicht das eigentlich Charakteristische an diesen Erörterungen. Wenn die Konservativen über innere Politik reden, rufen sie allemal nach einem irgendwie gearteten Sozialistengesetz. Mehr als wir anderen, die wir ja alle bis zu einem gewissen Grade der gleichen Gefahr unterliegen, verstehen sie unter Volk nur die Angehörigen der eigenen Schicht. Deshalb hat der Gedanke an den Bürgerkrieg auch so gar nichts Schreckhaftes für sie, wenn sie ihn auch nicht alle mit der nämlichen grauen Nachtheit zu

predigen wagen, wie neulich Herr v. Kardorff, der vom Vater doch mehr geerbt zu haben scheint als die Statur.

Aber wie gesagt, das Interessante an diesen Debatten war das nicht; das sozusagen Instruktive war vielmehr der Minister des Innern. Der war, als er bei dem letzten Hochsommerrequisitem den jagdhaft bescheidenen Herrn v. Nolte abgelöst hatte, vielfach selbst von liberalen Leuten nicht ohne ein gewisses Wohlwollen begrüßt worden. Man kannte Herrn v. Dallwitz zwar von früher her als einen ultraconservativen Heißsporn. Aber man hatte inzwischen aus Anhalt, wo er sich von den Strapazen seines Kanalarztes als Staatsminister erholte, vernommen, daß er dort auch den Liberalen gerecht zu werden verstanden hätte. Und man sagte sich: warum sollte der Landrat von bazumal sich nicht gewandelt haben? Anders sieht die Welt von der Finne der Partei, anders von der Regierungszentrale sich an: es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Das erste Auftreten des Herrn v. Dallwitz im Abgeordnetenhaus — im Januar sind es zwei Jahre gewesen — schien solchen Anschauungen auch Vorbehalt zu leisten. Aber ganz buchstäblich: nur das erste Auftreten. Schon beim zweitenmal, als er das Wort nahm, schritt ein Ton hindurch, der vernehmlich an den Dallwitz von ehedem erinnerte. Und seither ist der liberalisierende Blütenstaub anhaltendlichen Angedenkens mehr und mehr von dem Herrn Minister abgefallen. Man könnte über diese Entwicklung den Titel der Anzengruberischen Weihnachtskomödie setzen: „Heimg'sunden“. Herr v. Dallwitz ist in den noch nicht drei Jahren, da er Unter den Linden Hof hält, wirklich ganz und gar der Alte geworden. Die ostelbische Erde hat ihn wieder, und alle politischen Probleme beurteilt er nun abermals, wie sie in dem Milieu beurteilt zu werden pflegen, dem er entsammt und in das er nach ein paar Schritten vom Wege behenden Fußes zurückkehrte. Heimg'sunden!

Das alles ist in der Rede besonders deutlich geworden, mit der Herr v. Dallwitz am vorvergangenen Sonnabend in die Erörterung eingriff. Aus der Art, wie er — die liberalen Beschwerden ein wenig boshaft ironisierend — die Klagen über die Uebergriffe landräthlicher Omnipotenz abwies; wie er mit sorglich aufgespeichertem Kerger wider Reichstag und Reichshauptstadt polemisierte; vor allem aber aus seinen in kühler Hochmut getauchten Darlegungen über die preussische Wahlrechtsreform. Bei den früheren Reden des Herrn von Dallwitz zur Wahlrechtsfrage, aus denen man freilich in erster Linie auch nur das Rein hörte, konnten optisch gestimmte Seelen immerhin noch die Empfindung haben, daß die Regierung sich ihrer Verpflichtung, eine Reform zu bringen, dauernd bewußt bleibe und daß sie irgendetwas sich zu entschuldigen wünsche.

Von solchen Rücksichten politischer Courtoisie ist in der letzten Rede des Herrn von Dallwitz nichts mehr zu spüren. Er spricht, wie ein engherziger konservativer Parteimann über diese Dinge sprechen würde (und zu wiederholten Malen auch schon gesprochen hat): trübs, hochfahrend, zu keiner, auch nur der geringsten Konzession bereit. Wie kann man noch von ihm, der die Früchte des alten Dreiklassenwahlrechts mit so bereitem Munde preist, eine Reform dieses Wahlrechts verlangen? Die müßte ihm einfach wider die Natur gehen. Man reformiert nicht, was man für trefflich hält, wovon man mit Stolz be-

Wer großen Seehandel aufbringen und behaupten will, muß die Mittel besitzen, ihn zu verteidigen. Fr. Eit.

## Berliner Musikbrief.

Berlin, Anfang Februar.

Ich werfe zehn Konzerte in die Luft und jongliere damit; mal sehen, was da herauskommen wird. Also: Hops! Das dritte Konzert der Musikfreunde unter Steinbach und den Abend, den Haussegger mit den Philharmonikern zugunsten des Richard Wagner Stipendienfonds veranstaltete, erwische ich zuerst. Bei beiden richtete sich das Hauptinteresse auf die Solisten. Hier spielte Klesch das Konzert für Violine, dort Frau Carredo das in Es-dur für Klavier von Beethoven; diese ein wenig kleinlich, ein wenig erbost, ein wenig äußerlich — kurz, genial, aber langweilig. Steinbach gab noch das zweite brandenburgische Konzert Bachs mit hochliegender Trompetenstimme, die auf die Dauer auf die Nerven fällt, und die erste Symphonie von Brahms. Es gelang selbst diesem angeblich ausgesprochenen Brahmsdirigenten nicht reiflos, den etwas verkniffenen ersten Satz dieses Werkes klar zu gestalten. Hops! da fliegt mir das Violinkonzert desselben Meisters in die Hände, das Wittenberg spielte. Da ist es nun ebenso. Der erste Satz bleibt unnötig dunkel. Brahms hatte vielleicht zu wenig Italiener in sich aufgenommen. (Er war noch dazu aus Hamburg.) Die Romanen bringen nun mal die Klarheit; auch Richard Strauß hat sie von ihnen. Zu Wittenberg ging ich seines Begleiters Panzner wegen, der noch in bester Erinnerung seit vier Jahren steht. Er leitete die Vierte Beethovens. Inhaltlich nimmt Panzner die Symphonie ein wenig zu ernst und daher nicht tief genug. Eine heitere Tiefe — seine ernsthaft. Trotzdem war es auch auf diese Art ein Genuß und eine Anregung.

Der Komponist Heinrich Gottlieb (Amadeo) Moren machte vor Jahren zum ersten Male durch seine Kaleidoskop-Variationen für großes Orchester von sich reden. Damals machte das Werk großen Eindruck, und da dieses an dem Kompositionabend, den Moren veranstaltete, wieder geschah, darf man annehmen, daß hier ein Stück geschaffen, dem ein längeres Leben beschieden sein dürfte als, naturgemäß, vielen der in üblem Sinne kaleidoskopartig ausschauenden symphonischen Werke, die man so im Laufe eines Winters verlegt erhält. So z. B. die symphonische Burleske Raczeles, welche Nitsch in seinem siebenten Konzerte zur Aufführung brachte. Vielleicht ist man (seit Rismet) gegen diesen begabten Komponisten etwas bössartig gesinnt, vielleicht war man auch unmutig, daß er Wilhelm Buschens ewigen Max und Moriz zur Unterlage seiner misslungenen Illustration gewählt hatte, kurz und gut, viel hätte nicht

gefehlt, und es hätte einen Stempel gekostet. Es ging aber auch um heiligste Güter — oder gibt es jemand in Deutschland, dem der Schneider Bod, die Witwe Volte, die das auch nicht gerne wollte, oder der Onkel Fritz nicht unanrührbar wären? — Aber auch Herr Moren selbst hatte mit seiner neuen Symphonie „Vite“ nicht viel Glück. Es ist ein recht langes, schwerfälliges und schweifiges Stück in vier langen Sätzen. Der hervorragende Musiker, dem Prägnantes einfällt, ist ja nirgends zu erkennen, doch das Ganze erinnert oft an die Schicksale, die lästige Themen haben. Lebensorgänge, die man juristisch betrachtet, pflegen gewöhnlich, mögen sie in der Gegenwart seinerzeit noch so bewegt und verwirrender Natur gewesen sein, wenn sie eine Weile vorbei sind, eine größere Ueberschlichkeit und Klarheit dadurch zu erhalten, daß das Unwesentliche wegfällt. Da Moren derart Vergangenes laut Vorrede hat darstellen wollen, hat er sich anscheinend im Material seines Werkes verirrt. Das darin Geschilderte ist noch viel zu viel Gegenwart, viel zu wenig einer Objektivität fähig; also durchaus noch nicht darstellbar und schließlich für einen anderen auch kaum verständlich. — Wertvoller ist das bekannte Violinkonzert, welches Pettschaitoff, der es ja auch im vorigen Jahre in Tanzig aus der Taufe gehoben hat, wenn das Bild erlaubt ist, an seinem Abend unter der nicht allzu angenehm wirkenden Leitung des Komponisten spielte. Das Schönste bleibt hier, nach dem bekannten Sprichwort von den Dramen und den Fischen, das Mittelstück. Der erste Satz ist wie auch die Symphonie etwas groß instrumentiert, aber sehr wirksam. Der letzte ist leicht im Gehalt, oft zu leicht; man glaubt, Reinhardt hat ihn inspiriert und inszeniert. Die Novität dieses Abends war eine Suite de Concert op. 28 von E. J. Tanajew für Violine und Orchester, von deren vier Teilen der dritte, ein Thema mit Variationen, der geschwollteste zu sein schien. Ein großes kontrapunktisches Können verbindet sich mit origineller Harmonisation und ein wenig russisch-schwerfälliger Melodik zu einem reispollen Ganzen. Wieviel kultivierter, aber dabei viel abhängiger von den Franzosen sind doch die russischen Musiker geworden! Schalkowsky, dessen vierte Symphonie Nitsch unübersehbar wiedergab, müdet dagegen oft wie ein Barbar an, wenn er in seinem Finale loslegt. In tollstem Lärm jagen sich wilde Rhythmen in absonderlichen Verrenkungen. Der westliche Einfluß, dem Schalkowsky natürlich auch schon unterstand, schlägt leider bei ihm oft in unerquidliche Süßlichkeit um, die an die Gounod-Zeit erinnert. Saint-Saëns, der aus dieser Periode noch in die untrüge hineinragt, hat sich mit Ausnahme seiner Opern von dieser Manier ziemlich fern gehalten. Seine Klavierkonzerte, deren viertes Alfred Cortot an diesem Abend spielte, erfordern perlende Technik, Eleganz und Grazie. Natürlich wurde der Franzose seinem Vant'smann in jeder Weise gerecht, so daß eine in ihrer Art vollendete Kunstleistung zustande kam.

Mit der „Ansichtstellung“ der Trauerode „Die Toten“ für Männerchor, großes Orchester und Orgel von Liszt, die im Weimarer Archiv mit so manchen anderen unvollständigen Manuskripten ein füllendes historisches Dasein führte, hat sich Peter Raabe ein Verdienst erworben. Denn das Stück ist, wie sich bei der Aufführung unter Fröbe zeigte, ein Meisterwerk; also eine dauernde Bereicherung musikalischen Bestandes. Selten hat Liszt so konzentriert geschrieben und gearbeitet, selten wirkt er so unmittelbar und durch Musik wie hier. Der Eindruck war groß; er könnte bei besserer Aufführung überwältigend sein. Dem Dirigenten schien diese herbe Musik nicht recht zu liegen. Debussys Petite Suite, die freilich in ihrer vierhändigen Originalfassung besser klingt als raffiniert orchestriert, gelang viel wirksamer. Wie anders ergreift aber doch eine in sich geschlossene Dirigentenpersönlichkeit, wie Max Fiedler es ist, der im Laufe des Winters schon in zwei Brahms-Abenden außerordentliche Leistungen brachte und dessen Beethoven-Abend mit zu den gehaltvollsten Veranstaltungen der Saison gehörte. Dem nicht mehr jugendlichen stehen alle Temperamentsregister zur Verfügung, und mit einer Sicherheit, die nicht Routine, sondern ursprüngliche Begabung ist, weiß er seine Intentionen dem Orchester mitzuteilen und abzusordern. — Eine Erinnerung an Königsberg war nur das Konzert des jungen Eddy Brown, der mit einem etwas gemischten Programm aufwartete. Seine Leistungen, hier nicht durch einen Dirigenten behindert, gaben sich weit virtuöser als damals beim Mendelssohn-Konzert. Und ist noch so empörend jung. — Ja, ich zähle, zähle, es sind bloß neun Abende. Ah, der zehnte ist mir beim Jonglieren heruntergefallen und nun beschreibe er beinahe aus lauter Bruchstücken. Es war ein Warner-Abend unter Haussegger mit dem Blüthner Orchester. Nun, ich erwische noch schnell das größte Stück, das Vorpiel und fast den ganzen dritten Akt des so viel beschriebenen „Barisaf“. Vielleicht später einmal mehr über diesen Fall. Vorläufig nur, daß mir Text und Tendenz dieses im Vergleich zu den anderen schwachen Werken stets dégoûtant waren (es läßt sich nur französisch sagen), weil in keinem anderen Drama die Abhängigkeit Wagners von Schopenhauerisch-buddhistischer Weltanschauung („Durch Mitleid wissen“) so eklatant hervortritt. Daß der Dichter nun noch die — auch von Meyerbeer verwendeten — Symbole des Christentums benutzt, um eine eigentlich vom „böien“ Heibentum herkommende Anschauung zu predigen, könnte fast grotesk scheinen. Die Musik, die hier wie überall bei Wagner turmhoch über dem Text steht, erreicht an Frische der Erfindung keines der früheren Werke (Nienzi natürlich immer ausgenommen). Einigermassen ausgeglichen wird dies freilich durch eine bis ins Feinste ausgearbeitete Partitur, die aber in ihren letzten Schönheiten an die der Weisterfinger oder der Götterdämmerung nicht ganz heranreicht.

Oskar Guttman.